

Kurt Buchinger, Wien

„Dieser lebende Tod - dieses sterbende Leben“

Ich hatte schon einmal Gelegenheit, mich mit dem Tod etwas mehr anzufreunden. Das war vor 20 Jahren, als ich am Sterben meines Vaters teilnehmen konnte. Ich bin meinem Vater dafür dankbar, was er mich als sterbender Meister gelehrt hat. Ich habe eine Idee davon bekommen, dass alles Symbol ist, wenn wir ihm die Möglichkeit dazu geben. Dann zeigt es sich nämlich als etwas, „das mehr ist als das, als was es sich zeigt, indem es ganz das ist, als was es sich zeigt.“

Nun habe ich diese Erfahrung noch einmal machen können. Diesmal am eigenen Leib, und mit dem kleinen, vielleicht (nicht?) unwesentlichen Unterschied, dass ich bisher weiter lebe. Und ich habe noch etwas dabei gelernt.

Also lassen Sie mich berichten (und die Ärzte mögen mir verzeihen, was ich so alles daher rede).

Ich wurde vor 7 Jahren an einem Prostatakarzinom operiert, galt danach als geheilt. Die laufenden Kontrollen hatten mich dauerhaft in die Rolle des Patienten versetzt. Kaum habe ich das vergessen, kommt, peng, die nächste Kontrolle. Das so genannte normale Leben hatte gar nicht ausreichend Zeit, sich zwischendurch ungestört zu entfalten. Noch unangenehmer war, dass nach kurzer Zeit die Tumormarker-Werte langsam aber stetig steigen. Es ist eine dumme Sache, wenn man immer wachsende Zinsen erhält auf ein Kapital, das nicht mehr vorhanden ist. Ich tue nichts und warte ab. Mir wird prophezeit, ich werde sterben. Ich darauf zum Onkologen: „Sie auch.“ Er: „Ja, aber sie bald und unter entsetzliche Qualen.“ Ich: „We will see!“

Auf Anraten einer krebserkrankten Freundin pilgere ich zu einem sympathischen homosexuellen Ärzte-Pärchen nach Berlin, kriege interessante teure Diäten und eigens von den beiden aus einem fernen Land importierte Naturheilmittel verschrieben, werde angenehm schlank, die Werte steigen genauso wie die Honorare der beiden. Da raten sie mir, doch einmal abzuklären, ob ich nicht irgendwo eine singuläre Knochenmetastase habe, das komme vor und ließe sich leicht beheben. Ich pilgere nach Linz, werde durch alle mögliche Röhren gefahren mit radioaktiv strahlendem Kontrastmittel im Blut. Man entdeckt eine auffällige Stelle an einer Rippe, fragt, ob ich da nicht einmal irgendeine Verletzung gehabt habe, ich weiß nicht, vielleicht bei einem meiner mountain-bike Unfälle. Die Linzer zweifeln sehr, dass es sich um eine Metastase handelt, die Berliner jubilieren: „Also doch! Wie vermutet! Recht gehabt!“ Erstaunt ob deren Kompetenz, lasse ich mich

von ihnen nach München schicken. Dort gibt es, damals einmalig im deutschsprachigen Raum: Cyberknive. Klingt nach eine Wunderwaffe für Kämpfe mit Ausserirdischen, soll mit einer einmaligen starken Bestrahlung punktgenau den Feind im Körper vernichten. Ich liege mit einem zum Markieren in die Rippe eingesetzten Goldplättchen, das ich seither in mir trage, auf dem Bestrahlungsalter im menschenleeren meterdicken unterirdischen Betonbunker, ein umgekehrter Siegfried, irgend etwas klappt mit der komplizierten Bedienung nicht, statt der vorgesehenen $\frac{1}{4}$ Stunde sind es 2 Stunden, über mir rotieren die Waffen, wunderbare klassische Musik aus hochqualitativen Lautsprechern, leider mehrmals dasselbe Stück. Rechnung: € 15.000. Österreichs Krankenkasse sagt, für Kurpfuscherei wird nichts gezahlt. Gleichwertige Behandlung, also nicht Kurpfuscherei, aber 15 Bestrahlungen, einmal pro Woche, gäbe es in Wien. Als mir der leitende Arzt des Cyberknife Instituts die Rechnung erklärt und überreicht, spreche ich so nebenbei einige organisatorische Mängel des Hauses an, die mir während der Wartezeit aufgefallen waren, und als er ausführlich darauf eingeht, biete ich meine Dienste als Organisationsberater an – gegen einen Gutteil der Rechnung. Nicht nur war das meine bestbezahlte Arbeit seit Jahrzehnten, es hat mich auch aus der Rolle des todkranken Patienten ein wenig herausgeholt. Die Nachuntersuchung in Linz ergibt: Keine Veränderung zum Zustand vor der Bestrahlung. Wahrscheinlich hat meine Beratung den Münchnern auch nicht geholfen.

Das nächste Jahr meide ich Ärzte und medizinische Einrichtungen, bis auf den Zahnarzt, freue mich, anlässlich meiner Emeritierung 3x in der Saison Schifahren zu gehen, einmal sogar ohne Kinder, fetze ungestört durch die Davoser Berge, leider setzen danach Schmerzen im unteren Rücken ein. Also, denke ich, zu viel und zu unvorsichtig gefahren, wieder die Bandscheibe, ich bin schließlich nicht mehr der Jüngste. Die Schmerzen nehmen zu, wandern im Rücken auf und ab, sehr ungewöhnlich, ich gehe immer schlechter im Lauf der nächsten Monate, kann oft in keiner Stellung mehr gut sitzen, bis ich schließlich mehr als 2 Monate lang kaum mehr schlafen kann. Ich schleppe mich nachts vom Bett auf den Boden, vom Boden auf den Sessel, vom Sessel ins Bett. Als endlich der Morgen kommt, döse ich kurz im Sessel ein, bis mich die Schmerzen unsanft wecken. Ich nehme 8-10 Kilo ab.

Das Eigenartige dabei: Mir geht es seelisch die ganze Zeit gut. Ich bin mir gewiss, das geht vorüber, denke so dumme Dinge wie, das sei nur eine Prüfung. Aber es wird immer schlimmer. Eines abends bringt mir eine befreundete Ärztin schmerzstillende Medikamente, unterhält sich ein Stündchen mit mir, geht. Ich nehme die Medikamente nicht, kann aber auf einmal wieder schlafen – ich kann gar nicht beschreiben, wie herrlich das war, nach 2 solchen Monaten. Zwar ist gehen und sitzen immer

noch fast unmöglich. Aber ich schlafe wieder, Gott weiß wieso.

Auf Anraten von Freunden suche ich schließlich bei meinem Schwager, dem ärztlichen Leiter des St. Josef Spitals in Wien um eine Schmerztherapie an. Daraus wird aber etwas anderes. In Kenntnis meiner Krankengeschichte lässt er mich genau durchuntersuchen. Wieder die Röhren usw., Resultat: Der ganze Körper voller Knochenmetastasen.

Ich frage: „Bestrahlen?“ Er lacht: „Ja wo denn? Im Schädel? Im Becken? In den Schultern, dem Rücken, den Beinen, Armen?“

Zur „Schadensbegrenzung“ sagt er - ich höre das Todesurteil und den Aufschub - zur „Schadensbegrenzung“ soll ich einmal monatlich eine antihormonelle Spritze erhalten und eine knochenstärkende Infusion. Und am Ende, wenn die Schmerzen unerträglich werden, also wirklich am Ende, eine einmalige starke, wahrscheinlich etwas länger, also bis zu meinem dann hoffentlich raschen Tod anhaltende schmerzstillende Dosis von irgendetwas, dessen Namen ich vergessen habe. Das wäre für meinen Fall der medizinische state of the art. Ich bin dankbar für die klare, wenn auch vernichtende Information.

Schöne Aussichten, denke ich und fahre zur lange schon geplanten Ajuurveda Kur nach Indien und danach zum geplanten jährlichen Schiurlaub mit den Kindern. Alles gegen den dringenden ärztlichen Rat, der mir Wirbeldurchbrüche und Querschnittlähmung in Aussicht stellt.

Es geht gut. Ich kann zwar nach wie vor nicht mehr als 10 Schritte gehen, ohne mich vor Schmerzen hinsetzen zu müssen. Für den Weg von meinem Bungalow zum Meer, den man in 5 min. gehen kann, benötige ich ½ Stunde, geführt von einem Freund.

Aber ich kann schmerzfrei schlafen, ich kann schmerzfrei schifahren, ich esse wieder mit dem allergrößten Appetit, die längste Zeit ohne zuzunehmen, sehr angenehm, dann endlich aber doch, zuletzt habe ich wieder mein altes Gewicht.

Vor allem habe ich Freunde, die mich stützen, sowohl beim Gehen als auch sonst – und ich habe eine Ausrichtung in meinem Leben, die dank dieser Situation zu größerer Klarheit gelangt.

Zunächst zu den Freunden: Es gibt in Wien einen Kreis von Menschen, die zur gemeinsamen Beratung zusammenkommen. Die Leiterin ist Soziologin und Psychologin, war eigenartiger Weise vor Jahrzehnten einmal meine Studentin, nun bin ich ihr Schüler. Sie nennt, was sie da entwickelt hat, „Lichtfluss“.

Es ist ein loser Kreis von Menschen, der wie jede Gruppe für die gemeinsame Arbeit einen

geistigen Raum, wenn man will, ein spirituelles Feld miteinander aufbaut und entfaltet, an dem alle teilnehmen. Das geschieht durch die beratende Arbeit mit Einzelnen unter der Anteilnahme der ganzen großen Gruppe. Man kann, etwas pathetisch gesagt, die Macht dieses ausgerollten Feldes fast körperlich spüren. Die Arbeit selbst kann man – wenn man sich ein wenig in den Methoden der Beratung auskennt – als ziemlich professionell bezeichnen. Aber das ist nicht das Wesentliche: Sie ist getragen von Liebe.

Auf meine Bitte hin besucht mich die Leiterin. Ich sage, ich habe ein erfülltes Leben, Kinder groß genug, Frau ohnehin weg, Freunde da, Arbeitsleben zufrieden stellend abgeschlossen, Nachfolgerinnen noch selbst ausgesucht und durchgeboxt, mein Arbeitsfeld sozusagen zukunftsfähig aufgestellt und weitergegeben, auch sonst keine offenen Rechnungen, Freude und Leid erlebt, Beitrag geleistet. Ich kann gut sterben.

„Schon gut, schon gut“, sagt sie, „niemand bezweifelt, dass du das kannst. Aber was willst du?“ Komische Frage, denke ich, kann man denn da noch etwas anderes wollen, mit dieser Diagnose, mit diesem hypnotischen Auftrag. Aber dann dämmert mir, dass man das ja kann. Dennoch meine ich, dass mir in dieser Situation sterben und die verbleibende Zeit zur Vorbereitung nutzen, leichter erscheint, als voller Angst und Beschwerden als ewiger, also eben gar nicht ewiger Patient von einer lebensverlängernden Maßnahme zur nächsten zu eilen, heftige Nebenwirkungen inklusive.

„In Ordnung. Aber was willst du?“

Nach einigem Hin und Her wird mir klar, ich will weiterleben. Und ich entscheide mich dafür, eindeutig.

Es ist schon eigenartig, was ich hier tue: Ich entscheide mich für etwas, das ich nicht tun kann, und doch, es geht, ich fühle die Kraft, die das hat. Ich kann mich fürs Leben entscheiden!

Erstens überhaupt. Es ist ja wunderbar zu leben, das erfahre ich jetzt wie selten zuvor. Das angekündigte, das angebrochene Ende steigert mein Lebensgefühl. Die Farben, die Gerüche, die Vielfalt der Erscheinungen, die Schrecklichkeiten des Lebens überall, die Liebe der Kinder, die Freunde, die Schönheit – wie sich auf einmal alles öffnet. Sogar meine Vergangenheit mit all dem Stolpern, Scheitern, Gelingen strahlt kurz, bevor sie als unbedeutend versinkt. Ein Gefühl von Gegenwart, ein Gefühl kaum auszuschöpfenden Reichtums. Und an all dem habe ich teil, all das bin ich. Jede 10 Schritte, wenn ich mich vor Schmerzen setzen muss, wird mir das bewusst. Es ist paradox: Wie es mir so schlecht geht wie selten zuvor, geht es mir so gut wie selten zuvor.

Abgesehen davon, entschieße ich mich zweitens deshalb fürs Leben, weil mir vorkommt, ich habe noch etwas zu tun, eine Aufgabe oder so.

Nach einigen Monaten beende ich jede ärztliche Behandlung. Mein Schwager meint: „An deiner Stelle würde ich weiter machen.“ Aber die Spritzen und Infusionen tun mir nicht gut. Und vor allem macht mich die liebevolle Aufnahme im Krankenhaus, einmal im Monat für einen Tag, seelisch fertig. Die sorgenvollen Blicke, grad dass nicht ein Infoband mit meinem Ablaufdatum in den Augen des Personals aufleuchtet, „Darf ich ihnen die Tasche tragen?“, „Soll ich sie stützen?“ Jeden Monat nimmt eine andere hübsche junge Assistenzärztin aufs Neue meine ganze Krankengeschichte mit ein oder dem anderen hilflos mitfühlenden Kommentar auf: „Ach, das Leben kann so ungerecht sein!“, „Sie müssen jetzt sehr tapfer sein!“ Usw.

Jeden Monat wird mein inzwischen (aus Vergesslichkeit) wieder erwachtes Lebensgefühl korrigiert, ich erhalte Nachhilfe im richtigen buchstabieren von „todkrank“. Es kostet mich viel Kraft, mich der Macht der Institution zu erwehren, die mich aufs baldige Sterben festnagelt, indem sie es mir zu erleichtern versucht. Ich will meine Kraft besser einsetzen, als mich zu wehren.

Mir hilft meine Ausrichtung.

Wie, das kann ich nur unzureichend beschreiben. Ich bitte um Nachsicht. Und darum, das Folgende nur metaphorisch zu verstehen. Also nehmen Sie es, bitte, wörtlich.

Ich beginne – zunächst zögerlich, dann immer eindeutiger – die Metastasen nicht als Feinde anzusehen, die man bekämpfen und vernichten muss, sondern als etwas, fast möchte ich sagen, als jemand, der nun zu mir gehört, der ich auch bin. Ich beurteile nicht, ich verurteile nicht diesen „Teil“ von mir. Sie sind keine Objekte für mich, mit denen ich Erfahrungen mache, in diesem Fall natürlich schlechte. Ich trete in Beziehung:

Ich bejahe die Metastasen. Ich übe mich in Selbstliebe. Ich übe mich in Hingabe. Es ist bedingungslose Hingabe an das, was sich nicht hingibt, sondern mit seiner ganzen destruktiven Macht gewaltsam auf Sieg aus ist. Hingabe als besondere Art riskanter Aktivität. Nichts von passiver Schicksalsergebenheit oder Resignation.

Nicht, dass ich entzückt wäre von den Metastasen. Ich bejahe sie eher wie lästige Haustiere, die sich nicht gut benehmen. Und ich bitte sie, nicht so zu drängen, sie können so nicht siegen. Der blinde Versuch, in ihrer Gier und Unwissenheit sich auszubreiten, muss mit ihrer eigenen Niederlage enden.

Ich meditiere dazu viel, sozusagen auf Teufel komm raus! Freunde helfen mir dabei.

Was geschehen wird, habe ich nicht im Griff, aber ich habe im Griff, wie ich mich verhalte. Ich weiß, wenn ich so vorgehe, riskiere ich den Tod. Aber ich weiß auch, wenn ich so lebe, solange ich lebe, kann mir nichts passieren, ausser dass ich vielleicht sterbe. Denn ich bin gut aufgehoben.

Ich bin deshalb gut aufgehoben, weil ich angesichts des drohenden Todes den grundlegenden Gegensatz des Lebens aufhebe, ihn aufzuheben versuche, nein, doch, ihn aufhebe. Ich beseitige ihn nicht, das geht nicht, aber ich integriere. Ich spiele ein neues Spiel: Ich widme mich der Überwindung, der Aufhebung der zweiwertigen Logik, des binären Codes, des anthropologischen Grundwiderspruchs, des Entweder-Oder, das sich gerne durchs Leben zieht, das wir durchs ganze Leben ziehen:

Gut – böse, wahr – unwahr, richtig – falsch, gesund – krank, jung – alt, Leben – Tod. Und dazu die ganze Kriegsmaschinerie dieses Codes:

Gut bekämpft Böse und verfällt ihm durch Kampf. Die Scheiterhaufen brennen. Wahr bekämpft Unwahr und die Irrtümer breiten sich aus. Wieder brennen die Scheiterhaufen. Jung überwindet Alt und wird zur Fratze des Alters. Gesund vernichtet Krank und die Nebenwirkungen nehmen zu. Leben besiegt Tod um jeden Preis und gräbt sich sein Grab.

Aber der Hingabe an diesen ganzen Gegensatz, ohne einen Teil gegen den anderen auszuspielen, kann zuletzt nichts widerstehen. Sie beseitigt den Gegensatz nicht, sie geht einfach darüber hinaus, ist nicht mehr in ihm oder einem seiner Teile angesiedelt, sie hebt ihn auf – nicht als Tat, vielmehr hebt sich der Gegensatz dann selbst auf. Manche sprechen von einer Überwindung der Dualität. Andere von Erlösung.

Kurzum, ich nehme wieder zu, lebe munter weiter, baue meine völlig verschwundenen Muskeln wieder auf, betreibe Sport wie eh und je, nach und nach gehen auch die Schmerzen zurück, verschwinden fast völlig. Das alles ist nun bald 3 Jahre her.

Seither versuche ich, diese Haltung auf alle Lebensbereiche auszudehnen.

Es erfüllt mich mit Dankbarkeit und einem Gefühl von beinahe grenzenloser Freiheit, in all meiner Beschränktheit. Die Wiesen sind grüner, das Leben ist saftiger als jemals zuvor. Und die Freiheit fühlt sich an wie, nein, nicht wie, sondern als Liebe. Sie urteilt nicht, sie unterscheidet nicht.

Natürlich kann ich weiterhin Unterscheidungen treffen, die Metastasen haben ja nicht mein Hirn aufgefressen, ich bin nicht verblödet. Natürlich gehen mir viele Dinge und Menschen auf die

Nerven, mag ich andere, ärgere mich über jedes Strafmandat, jeden Gelsenstich, jede dumme Bemerkung, freu mich über schönes Wetter, über das Lachen der Kinder, bin betrübt über die Ungerechtigkeit, den Hunger in der Welt, und was halt alles politisch korrekt ist. Ich versuche auch entsprechend zu handeln. Es ist mir nicht gleichgültig. Aber, wie soll ich sagen, irgendwie spielt das alles keine Rolle.

Ich versuche mein Glück mitzuteilen, das Geschenk das ich erhalten habe, weiterzugeben. Aber so sehr mir das auch am Herzen liegt, es ist nicht von Bedeutung.

Und wenn ich heute oder morgen (Gott bewahre!) sterben würde – und sei es auch unter Schmerzen und voller Metastasen (Gott bewahre!) - es würde keine Unterschied machen (also, hoffentlich!).

Meine Heilung ist anderer Art, auch wenn sie der Art ist, dass ich noch etwas länger weiter lebe.

Das ist eine durchaus erwünschte und willkommene Nebenwirkung. Meistens.

Ich kann es inzwischen auch hin nehmen, wenn Freunde, die mich heute sehen, vor allem die Ärzte unter meinen Freunden sagen: „Wahrscheinlich waren es keine Metastasen.“ Oder wenn, im Gegenteil, ihre Blicke sagen: „Na, jetzt redet er noch groß, aber wart nur, der wird uns auch noch rechtzeitig dahinsterben. Für unser Glaubenssystem! Angstblüte.“ Aber ich suche nicht den Kontakt zu diesen Menschen. Sie tun mir nicht so gut.

Ich weiß auch, dass Glaubenssysteme sich gern als Wahrheiten missverstehen – vor allem solche, die in besonders heiklen Situationen, wie in der Medizin, Orientierung und Handlungssicherheit geben sollen. Sie neigen dann dazu, andere Glaubenssysteme zu belächeln, zu entwerten, oder im Extremfall zu verfolgen. Vor allem solche, die nicht über die gleichen Rüstungen und Sicherheitssysteme verfügen – in Form so genannter empirisch fundierter wissenschaftlicher Untersuchungen und technisch handhabbarer Methoden.

Aber ich habe auch meine Empirie, die ich Ihnen mitteilen wollte. Ich stelle sie weder als allgemeine Wahrheit noch als Modell zur Nachahmung vor. Obwohl...andererseits...kann ich jedem von uns eine solche Erfahrung nur empfehlen. Einmal so richtig, so halbwegs richtig gestorben, lebt es sich wirklich viel leichter. Man braucht dazu nicht todkrank sein. Man kann diese Erfahrung auch so im täglichen Leben machen. Es gibt weise Menschen, denen ein Sonnenaufgang, ein Vogelzwitschern, die liebevolle Zuwendung zu einem anderen Menschen, das Schweigen des Meisters, ein sinnloses Wort dazu reichen. Das ist weniger schmerzhaft, dafür aber schwieriger. Die Ablenkungen sind so zahlreich und verlockend.

Andererseits wird auch nicht jeder, der sterbenskrank ist, und dem darin eine ähnliche Erfahrung

wie mir beschieden ist, überleben.

Ich habe noch etwas anderes erfahren. Mein Einzelfall kann so wie jeder Einzelfall in bestimmter Perspektive als Symbol gesehen werden. Will ich ihn als Symbol wahrnehmen, so muss ich ihn, bzw. das was sich in ihm gezeigt hat, was ich in ihm getan und gelassen habe, ab nun in meinem ganzen Tun und Lassen wieder finden, indem ich es unter dieser Perspektive tue, gestalte, lasse und hinnehme, oder kann man sagen: feiere?

Das Symbol ist das lebendige Allgemeine in der einzelnen konkreten Erfahrung, es ist so kostbar, ich will es erhalten:

Das lebendige Allgemeine, das ich erfahren habe, ist die Überwindung der Dualität, Integration. Meine besondere individuelle Erfahrung, die mir dieses lebendige Allgemeine eröffnet hat, war mein Sterben, ausgelöst durch die Metastasen, auch wenn es nicht, noch nicht mit meinem Tod geendet hat – das ist nicht das Wesentliche an meiner Erfahrung, auch wenn es sehr schön ist, und mich mit Dankbarkeit erfüllt. Das Wesentliche ist, dass ich es erlebt habe, und dass ich darin die Einheit von Leben und Tod erlebt habe, die Einheit in der alle anderen Gegensätze mit aufgehoben sind, die Einheit, nach der ich mich immer geseht hatte, und die tatsächlich das ist, als was sie angepriesen wird und was auch ich vermutet hatte, das Glück. Und da ich mit dieser Erfahrung, mit der man genauso gut sterben kann, nun einmal weiter lebe, so verlangt sie mir etwas ab.

Sie braucht zu ihrer Realisierung im Leben immer wieder die einzelne Handlung, das einzelne Erleben, sonst stirbt das lebendige Allgemeine, das sie ist, an der Krankheit der Abstraktion. Gelingt nun die Realisierung, dann werden alle Handlungen, wird das profane Leben, wenn wir uns dessen bewusst sind, auch zum Symbol – hört auf profan zu sein, obwohl es das natürlich bleibt. Denn dann ist auch jedes Erleben, jedes Handeln etwas, „das mehr ist als das, als was es sich zeigt, indem es ganz das ist, als was es sich zeigt.“

Ich verstehe das so:

Wenn es uns gelingt, das was uns widerfährt, ganz auszuloten, ganz als das zu erleben, als was es sich zeigt – indem wir nicht versuchen, es festzuhalten, oder von uns fern zu halten, es zu schnell in Begriffe zu verwandeln, auch wenn diese noch so treffend und hilfreich sein mögen und wir sie in ein Gespräch, ein Buch, oder ins Gedächtnis ablegen können – sondern indem wir uns ganz dem Erleben überlassen, uns zuerst und immer wieder in es versinken lassen, in es versenken, ohne etwas davon abzuwehren, weil es uns vielleicht ängstigt oder bedrohlich erscheint:

Wenn es uns also in diesem Sinn gelingt, das was uns widerfährt, ganz als das zu erleben, als was es sich zeigt, ganz schutzlos, ganz als dieses individuelle Erleben, dann eröffnet es sich uns als etwas über das individuelle Erleben Hinausreichendes, Allgemeines, das uns erlaubt an ihm teilzunehmen. Man muss es ganz individuell erleben, jeder auf seine Art, in seinem Leben, damit es sich als etwas Allgemeines erschließen kann im individuellen Erleben und nur in ihm. Nur dann zeigt sich, was wir erleben, als etwas das mehr ist, als was es sich zeigt. Dann wird es Symbol, lebendiges Allgemeines, das uns seinen Schutz gewährt, lebendiges Allgemeines, in dem wir mit unserem einzelnen Erleben, und sei es noch so bedrohlich, gut aufgehoben, nicht verloren, nicht allein sind.

Das Lebendige Allgemeine, das ich im Besonderen mehr erleben als begreifen durfte, lautet: Dieses Leben ist in seiner Fülle nur als sterbendes Leben, als lebender Tod zu haben. Und das ist etwas anderes als das viel strapazierte wunderbare „Stirb und Werde“. Denn es ist keine Aufeinanderfolge von Tod und Leben in der Achterbahn des Lebens, es ist deren ruhige immer währende Gleichzeitigkeit, echte Gegenwart.

Nur so, als sterbendes Leben, als lebender Tod lässt uns das Leben seinen gesegneten Reichtum erahnen, zu dem der Tod die Türe öffnet. Das alles auf eigenes Risiko, natürlich.